
Martin Leidenfrost
DIE TOTE
IM FLUSS

www.residenzverlag.at

© 2009 Residenz Verlag
im Niederösterreichischen Pressehaus
Druck- und Verlagsgesellschaft mbH
St. Pölten – Salzburg

Alle Rechte, insbesondere das des auszugsweisen Abdrucks
und das der fotomechanischen Wiedergabe, vorbehalten.

ISBN 978-3-7017-3128-2

1

Es war letztlich ein Ortsname, der mich hineinzog. Als Österreicher, der in der Slowakei lebt, las ich von einer jungen Slowakin, die man tot in einem österreichischen Fluss gefunden hatte. Die Tote war nackt gewesen. „Vor ihrem Tod wollte man sie vergewaltigen!“, schrieb das größte slowakische Boulevardblatt.

Dass ich diesen Zeitungsbericht las, war unwahrscheinlich, denn gewöhnlich lese ich solche Geschichten nicht. Frühere Berichte über den Fall hatte ich überblättert. Ich hatte mich bisher Leben von Kriminalfällen fern gehalten. Es war der Ortsname, der mich hineinzog, eines schönen Morgens im Juni 2008, im Café meines slowakischen Wohnorts Devínska Nová Ves.

Denisa Šoltisová starb im Januar 2008. Die nackte Leiche wurde am 29. Januar gefunden, in einem oberösterreichischen Fluss. Es wurde keine Obduktion angeordnet. Die oberösterreichischen Behörden schlossen den Fall sofort ab, als Selbstmord. Um 15.40 Uhr wurde die Leiche gefunden, um 20.40 Uhr gab sie der Staatsanwalt bereits zur Beerdigung frei.

Die Leiche wurde in die Slowakei überführt. Man obduzierte sie dort und fand im Blut der Toten unerklärliche Substanzen. Die Obduktion ergab weiters, dass an der 29-jährigen Slowakin Gewalt angewendet worden war. Das war am 7. Februar, seither bestand Verdacht auf Mord. Slowakische Medien berichteten laufend.

In Österreich herrschte Stille. Der Fall der Denisa Šoltisová, der die Slowakei seit einem halben Jahr bewegte, war in österreichischen Medien kein einziges Mal vorgekommen. Die Stille erstaunte mich, übte doch die Verstorbene in den letzten anderthalb Jahren ihres Lebens einen Beruf aus, der in Österreich lange die politische Debatte beherrschte: Denisa Šoltisová war eine von 40.000 meist illegalen und meist slowakischen Pflegerinnen, die in Haushalten meist gut situerter Österreicher „24-Stunden-Pflege“ leisteten. Das Thema hatte sogar zum Sturz eines Kanzlers beigetragen. 2006 erklärte Wolfgang Schüssel im Wahlkampf, es gebe in Österreich „keinen Pflegenotstand“. Als österreichische Medien berichteten, dass die Schwiegermutter des Kanzlers von einer Slowakin für zwei Euro Stundenlohn gepflegt worden war, war Schüssels Abwahl nur wenige Wochen entfernt. Auch Bundespräsident Heinz Fischer hatte illegal Slowakinnen beschäftigt, für die Pflege seines Vaters.

Das Thema hatte mich nie sonderlich beschäftigt. Ich hatte bis dahin einen Haufen kleiner Texte über Osteuropa und Mitteleuropa veröffentlicht, meistens heitere Geschichten. Und über einen Kriminalfall hatte ich, aus innerer Abneigung, nie geschrieben.

Dann aber blieb mein Auge an diesem Ortsnamen hängen, am Heimatort der Toten: Ratkovská Lehota. Ein 70-Seelendorf in der südlichen Mittelslowakei, in einer Region, die für die höchste Arbeitslosenrate der Slowakei steht, für Armut, Abwanderung und Investorenflucht. Die Region heißt Gemer.

Man kann Ratkovská Lehota unmöglich kennen, das europäische Autobahnnetz ist in jeder Richtung hundert Kilometer entfernt, nicht einmal eine Straße oder Bahnlinie regionaler Bedeutung führt daran vorbei. Kein Mensch

würde je zufällig nach Ratkovská Lehota kommen, ich aber war eben erst durchgefahren. Wenige Tage zuvor war ich durch Ratkovská Lehota gefahren. Wenige Tage zuvor hatte ich mich in Gemer verliebt.

Es war ein Ausflug gewesen. Ein Wochenende im Juni, sprießender Frühsommer, zwei in der Slowakei lebende Österreicher, angelockt von einem Literaturfest in Revúca. Als wir ankamen, war das weitgehend unbekannte Literaturfest, ausgerichtet von dem weitgehend unbekanntem „Ersten Slowakischen Literaturgymnasium“, bereits vorbei.

Aber wir waren in Gemer, in einem von drei Bezirkshauptorten der Region. Ich war nicht traurig, denn Gemer zog mich noch aus einem anderen Grund an: Was die hoffnungslosen Versuche von Tourismuswerbung stets verschweigen – Gemer wird maßgeblich von Roma bewohnt. Im politischen Bezirk Revúca stellen sie zum Beispiel 27 Prozent.

Mit dem Volk der Roma bekam ich erst zu tun, als ich 2004 in die Slowakei zog. Eine Begegnung war verwirrender als die andere. Ich wurde eine Bahnfahrt lang von einer schönen Romni verhext, ich hätte über den Texten alter Romani-Trauerlieder beinahe losgeschluchzt. An meinem nächstgelegenen Badensee stellten sich Roma-Jugendliche mit den Namen ihrer slowakischen Hip-Hop-Idole vor und zeigten mir ihre Hip-Hop-Tattoos. Ich begann diese Musik zu hören, „Kontrafakt“, kraftvoll und vulgär. Ich besuchte Elendssiedlungen im Osten der Slowakei, darunter Svinia, eine apokalyptische Szenerie nackter, verschlammter Verwahrlosung, das verstörendste Schreckensbild meines Lebens.

Gemer gefiel mir schon auf der Fahrt nach Revúca. Auf der Rückfahrt wollten wir die breiten Täler und Durchzugs-

straßen meiden, wir wählten eine Nebenroute. Ich fragte in Revúca einen Busfahrer, ob er uns den Weg nach Sirk erklären könne, dem ersten Ort auf der Nebenroute. Der Busfahrer war aus Sirk und erklärte uns haarklein den Weg. Am Ende fragte er, wieso wir ausgerechnet diese Route nehmen wollten. „Wir wollen durch kleine Dörfer fahren“, antwortete ich. Er sagte, es sei aber „ein Graus“, was uns dort erwarte. Er fügte hinzu: „Nun gut, wenn ihr durch kleine Dörfer fahren wollt, bitteschön.“

Wir fuhren los. Wir fuhren lange. Auf der Karte sah Sirk wie ein Nachbarort aus, eine spätere Zählung sollte ergeben, dass zwischen den Nachbarorten 96 ausgeprägte Kurven lagen. Es ging lange durch Laubwald hinauf, lange durch Laubwald hinunter. Gleich zu Beginn verflüchtigte sich der Gegenverkehr.

Und dann verliebte ich mich, in das kleine Hochland, das sich dann vor uns eröffnete. Ich verliebte mich in den Landstrich von Gemer, der zwischen den breiten Tälern der Flüsse Rimava und Muran liegt, zwischen den Städtchen Revúca und Rimavská Sobota, in einen Teil der Revúcka vrchovina. Ein kleines und kleinteiliges Hochland, das keineswegs besonders hoch liegt, das aber nicht anders zu erreichen ist als über langwierige Serpentinaen.

Ich verliebte mich in ein altes Land aus Laubwäldern, Bachtälern und Weiden, in alte Dörfer mit fünfzigjährigen Ladenaufschriften, freistehendem Glockenturm und hundertjährigen, dem Auge wohlthuend verputzten Häusern. In die Häuser mit „Gánok“, einer überdachten und im Freien begehbaren Längsseite, abgeschlossen mit einer Säule. In die Gesichter der Menschen, die jung waren und alt aussahen, ausdrucksstarke Gesichter, als wären sie dem Mittelalter entsprungen. Fast alle waren Fußgänger, einige fuhren auf alten Fahrrädern. Fast alle waren Roma.

Ich war vorbereitet. Ich hatte den „Atlas der Roma-Gemeinden“ dabei, eine präzise Studie über die slowakischen Roma, schon ein paar Jahre alt. Ich las meinem Fahrer daraus vor. Sirk, 302 Roma, 29 Prozent der Einwohnerschaft. Ploské 43 Prozent. Sása 71 Prozent.

Wir hielten in Rybník, 59 Prozent. Mitten im Ort stand ein Glockenturm, neoklassizistisch, der marillenfarbene Verputz leicht abgebröckelt. Eine Kirche war nicht zu sehen. Vor dem Glockenturm standen fünf südländisch anmutende Bäumchen. Ein winziges Bus-Wartehäuschen aus weißblauem Wellblech, davor eine Holzbank ohne Lehne. Wir setzten uns hin.

Ein junger Rom schlurfte langsam in Plastischlappen vorbei und sagte, dass er eilig an die Arbeit müsse. Ein Mädchen querte mehrmals die Straße, welche so gut wie unbefahren war. Ein Rom mittleren Alters kam herbei, einen kleinen Handkarren hinter sich herziehend, mit Ästen drauf. Er stellte den Karren ab und sprach mit uns. Er hieß Petko und kam aus Sása. Zwischendurch holte er die Inhaberin des Dorfladens aus ihrem Haus. Sie sperrte den Laden auf, Petko kam mit einer großen Flasche Wein heraus und verbarg sie sogleich im Inneren seines weiten zerschlissenen Sakkos. Er sprach etwas unklar, aber ich verstand, dass er sich in den Gärten von Weißen verdingte, für 100 Kronen am Tag – 3,30 Euro. Das fand er gut bezahlt. Er verabschiedete sich und zog seinen Karren hinan.

Später fragte ich mich, was mir an dem kleinen Hochland so gefiel. Mir gefiel wohl, dass ich nicht die übliche Zweiteilung von slowakischem Dorf und separiertem Roma-Ghetto fand, sondern einen altertümlichen, bukolischen, vor den Augen der Welt verborgenen Roma-Staat. An der Armut dieses Staats bestand kein Zweifel, manches Haus

verfiel, Wirtschaftsleben war nirgends, und ich sah Kinder auf dem rostigen Eisenboden einer Bachbrücke Teppiche waschen.

Jedoch schien mir, als hätten seit jeher nur die langsam wandernden Roma in das unaufgeregte Hochland gehört, als wären sie dort immer schon in der Mehrheit gewesen, als atmeten sie dort oben freier und leichter als anderswo. Ratkovská Lehota lag mittendrin.

2

Im Juli trat ich eine andere Reise an. Es war die Route der weißen Hochschulabsolventin Denisa Šoltísová, zuletzt wohnhaft in einer mittelslowakischen Bezirksstadt, zuletzt gesehen in der Winternacht des 19. Januar 2008, als sie durch eine oberösterreichische Bezirksstadt irrte, in Unterwäsche und ohne Schuhe.

Die Welten der Pflegenden und der Gepflegten lagen 700 Kilometer auseinander. Die Arbeitslosenrate in Gemer lag bei 27 Prozent, in Oberösterreich bei drei Prozent. Die Einkommen in Oberösterreich betragen das Vierfache von Gemer. Fortwährend pendelten vorbestellte Kleinbusse zwischen Ost und West, gefüllt mit Pflegerinnen. Meist teilten sich zwei Pflegerinnen einen Pflegefall. Sie wechselten einander alle zwei oder drei Wochen ab.

700 Kilometer, ich befand mich zwischendrin. Mein Wohnort Devínska Nová Ves lag am Grenzfluss March, an der slowakisch-österreichischen Grenze. Ich hatte 350 Kilometer nach Gemer, 350 Kilometer nach Oberösterreich. Ich sprach beide Sprachen. Ich sah mich aufgerufen, in meinem Land über den Fall zu schreiben, in der Zeitung. Ich hielt mich nicht für den Richtigen, es machte mir keine Freude. Aber wer, wenn nicht ich, würde das sonst tun?

Ich hatte nur den Namen des Orts und den Namen der Familie. Da ich kein eigenes Auto besaß, suchte ich mir eine öffentliche Verbindung. Es war nur über Nacht zu

machen, mit Bus, Bahn und Bus. Ich brach vor Mitternacht auf und kam in der Früh, nach einer achtstündigen Nachtfahrt, in dem kleinen Hochland an. In Ratková, 179 Roma, 35 Prozent.

Es war ein sonniger Sommermorgen, es war halb acht. Nach Ratkovská Lehota fuhr kein Bus. Ich wollte dorthin wandern, vier Kilometer, an einem Bach entlang. Vorher wollte ich etwas zu essen kaufen.

Die schlichte Dorfkneipe hieß „U Milky“, „bei Milka“, sie war verriegelt. Bereits im nächsten Moment bog ein gutaussehender Rom um die Ecke, Emil, Anfang 20, der Barmann. Er sagte, sie hätten die Nacht durchgefeiert, aber er würde mir das Lokal gerne aufsperrern. Ich fragte, ob ich dort zu essen bekäme. Er lud mich zum Frühstück in sein Elternhaus.

Meine Gastgeber waren alteingesessene Roma. Emils Vater, Anfang 40, hatte ein Bäuchlein und hieß ebenfalls Emil. Seine Frau tischte auf. Sie legten Wert auf ihren Nachnamen, der laut Emil senior ihr Herkommen von spanischen Gitanos bewies. Sie zeigten mir ihre pastell-pompös eingerichteten Schlafzimmer, in denen zusätzlich die jüngeren Geschwister schliefen.

Das Haus war behaglich, aber ich begriff schnell, dass ich mir den Roma-Staat dort oben zu romantisch gedacht hatte. Ein Gutteil der Roma von Ratková sei erst kürzlich zugezogen, erfuhr ich, die Roma-Zählung aus dem „Atlas der Roma-Gemeinden“ war wohl überholt. Die Zugezogenen seien „Degeschi“. Die Degeschi seien „anders“, erklärten mir meine Gastgeber, „schmutzig“. Man spreche nur das Nötigste mit ihnen, in der „Milka“ hätten sie Lokalverbot.

Verblüfft lernte ich, dass die zum slowakischen Nationalsport gewordene Immobilienspekulation selbst die Dege-

shi ergriffen hatte, die als „Hundeesser“ gebrandmarkte Unterkaste am Bodengrund der Gesellschaft. In der Hauptstadt Bratislava stieg der Wert von Wohnungen seit der Privatisierung auf das Zwanzigfache bis Fünzigfache, während abgelegene Dörfer in Gemer ab einem gewissen Punkt aus dem Immobilienmarkt kippten. Die großen Degeschifamilien verkauften ihre Wohnungen im Osten der Slowakei, erklärten mir die Emils, und kauften Häuser in Ratková. Von der Differenz lebten sie Jahre.

Die Emils führten mich auf den abfallenden Hauptplatz, oben thronte die Kirche, eine evangelische Kirche. Ich hatte es mit evangelischen Roma zu tun. Emil senior zeigte auf ein paar Häuser: „Das ist für 80.000 Kronen zu haben, das für 100.000.“ In meinem Kopf ratterte es. Sollte das wahr sein? Sollte ich, während ich in Devínska Nová Ves 100.000 Euro für eine Ein-Zimmer-Plattenbau-Wohnung bezahlen müsste, in Ratková für 3000 ein wunderhübsches Haus bekommen? Mit Gánok, Säule und Gärtchen hinten hinaus? Ich begann zu träumen. Ich begann, von meinem Umzug nach Ratková zu träumen.

Die Emils waren dagegen, dass ich nach Ratkovská Lehota wandere, und verhandelten mir auf dem Hauptplatz eine Fahrgelegenheit heraus. Schließlich brachte mich ein Rom nach Ratkovská Lehota, für etwas Benzingeld, in seinem knatternden alten Skoda.

Die Roma wussten, wo die unglückliche Familie Šoltis wohnte, „die haben ein großes Haus“. Wir hielten direkt davor. Ich kam unangekündigt, Herr Šoltis kam an den Gartenzaun. Ich stellte mich auf Slowakisch vor: „Ich bin ein österreichischer Journalist. Sie wissen bestimmt, warum ich komme.“ Als hätte er mich seit Monaten erwartet, führte er mich ins Haus.

Das Haus war ein schnörkelloser Neubau auf ortstypi-

schem Grundriss, groß hätte ich es nicht bezeichnet. Ratkovská Lehota, im Wesentlichen eine leicht ansteigende Straße für 70 Einwohner, wirkte ein bisschen anders als Ratková, Sása oder Rybník, als die anderen Dörfer ringsherum. Es war niemand auf der Straße, die Autos waren jüngeren Datums, hinter den Gartenzäunen kläfften Hunde. Im „Atlas der Roma-Gemeinden“ kam der Ort nicht vor. Herr Šoltís bestätigte mir, was ich allenfalls gespürt hatte: In dem kleinen Hochland war Ratkovská Lehota so ziemlich das letzte weiße Dorf.

Das Haus war einfach-bürgerlich eingerichtet, und es war ordentlich. Im Wohnzimmer hingen zahlreiche Geweihe, denn Herr Šoltís hatte früher gejagt, als Förster in einem Staatsforst. Später war er selbständiger Holzhändler gewesen, das war nicht gut gegangen. Es war überdeutlich, dass er an einer schweren Krankheit des Bewegungsapparats litt. Der Mittfünfziger konnte nur mit äußerster Mühe gehen.

Im Wohnzimmer hingen und standen mehrere Fotos der Tochter, darunter zwei Mal dasjenige mit dem offenen Lachen, welches die slowakischen Medien immer abdruckten. Herr Šoltís schleppte sich an seinen Computer, hochgerüstet für die Aufklärung des Falls, den er als Mord bezeichnete.

Er schilderte mir, was er schon vielen slowakischen Journalisten geschildert hatte. Laut Obduktionsbericht seien im Körper seiner Tochter Medikamente gegen Krankheiten gefunden worden, an denen sie nicht litt, zum Beispiel Zuckerkrankheit. Die Kombination der Medikamente könne laut Gerichtsmediziner erklären, warum die junge Frau in der letzten Woche ihres Lebens phasenweise desorientiert war.

Wenn sie aus Oberösterreich nach Hause kam, sei Denisa

zuletzt immer schrecklich müde gewesen, erzählten die Eltern, sie habe Tage durchgeschlafen. Freiwillig hätte sie kaum je Medikamente genommen, sie habe sich meist mit homöopathischen Mitteln beholfen. „Jemand muss ihr die Medikamente dort zugeführt haben“, sagte der Vater, „eines der Medikamente ist in der Slowakei gar nicht erhältlich.“

Šoltís wies auf weitere Ungereimtheiten hin. Jemand müsse der Tochter die Halskette und die Ohrringe abgenommen haben, diese seien verschwunden. Er zeigte mir – ich hätte sie lieber nicht gesehen – Fotos der Leiche. Er wies darauf hin, dass die Haare auf einer Kopfseite abgeschnitten waren. Jemand müsse der Tochter in Österreich „diesen sonderbaren Haarschnitt“ verpasst haben. Frau Šoltís, mit tiefen Kerben unter den Augen, von Beruf Schreiberin am Bezirksgericht, entfloß dem Gespräch immer wieder. Sie bekräftigte, dass ihre Tochter eine slowakische Friseurin hatte und niemals in Österreich zum Friseur gegangen wäre. Einmal sagte Frau Šoltís: „Sie hatte starke Erfrierungen an den Knien. Sie hat stundenlang knien müssen.“ Herr Šoltís zeigte mir den einzigen nennenswerten Bericht, der in Oberösterreich über den Fall erschienen war. In dem Bericht wurde der oberösterreichische Sicherheitsdirektor zitiert, die Aussage hatte Šoltís beleidigt. „Das können wir dem Mann nicht verzeihen“, sagte Herr Šoltís.

Oberösterreichische Nachrichten, 03.04.08:

„Die Frau hatte im Vorfeld zu der Totauffindung bereits massive psychische Probleme und es gab klare Hinweise in Richtung einer möglichen Selbsttötung“, sagt der oberösterreichische Sicherheitsdirektor Alois Lifšl zu dem Fall. „Speziell nach einem Besuch bei ihren Eltern in der Slowakei kam die Frau völlig deprimiert zurück, sie hat sich auch

massiv zurückgezogen.“

„Wir wollen den Namen unserer Tochter reinwaschen“, sagte Frau Šoltís. Die Tochter sei „ein kluges Mädchen gewesen, ein schönes Mädchen“, sie habe diesen Job nicht gebraucht. Denisa hatte sich eine Eigentumswohnung erarbeitet, sie konnte sich zwei Schweiz-Urlaube und andere Reisen leisten, „sie hat in Österreich nur ihr Deutsch verbessern wollen“. Es sei ihr letzter 14-Tage-Turnus gewesen, sagten die Eltern. Sie habe nur noch drei Tage bis zur Heimfahrt gehabt. „Sie wollte in die Slowakei zurückkehren.“

Šoltís erzählte, er habe zwei Tage vor ihrem Verschwinden einen Anruf von seiner Tochter erhalten, um fünf Uhr morgens, das sei noch nie vorgekommen. Sie habe fast geweint, erzählte der Vater. Sie habe nach einem Streit mit ihrer betagten Arbeitgeberin nicht schlafen können und habe plötzlich Angst gehabt, ihre slowakische Wohnung wäre verwandt.

Einen Tag vor ihrem Verschwinden, am 18. Januar, um 15 Uhr, gab es noch ein Telefonat mit zuhause. Sie habe wieder wie sonst geklungen, erzählten die Eltern. „Das Gespräch ist so verlaufen, dass mein Mann am Steuer saß“, erklärte Frau Šoltís, „und sowohl ich als auch meine Mann haben mit ihr telefoniert. Sie hat uns gesagt, dass sie sich schon freut, am Mittwoch nach Hause zu kommen, und wir haben ihr gesagt, dass wir sofort zu ihr nach Rimavská Sobota kommen, gleich wenn sie in der Slowakei sein würde.“

Das Gespräch in Ratkovská Lehota dauerte drei Stunden. Es wurde immer bedrückender. „Wir spüren sie hier“, sagten die Eltern, „sie ist hier, weil sie nicht gehen wollte.“ In der Winternacht, als man Denisa Šoltíssová in Unterwäsche

durch die oberösterreichische Bezirksstadt irren ließ, „muss sich etwas abgespielt haben“, sagte die Mutter. „Sie muss nach Hause gelaufen sein.“

Die Eltern waren nie in Oberösterreich gewesen, aber sie hatten ein Bild. Die betagte Arbeitgeberin war ihnen aus den Erzählungen der Tochter als „herrisch“ bekannt. Die Familie, in deren Haus Denisa anderthalb Jahre lebte und arbeitete, habe nicht einmal Beileid bekundet, sagte der Vater. „Sie haben sich nie bei uns gemeldet. Nie, nie, nie.“ Die Mutter fasste das Vorgehen der österreichischen Behörden so zusammen: „Sie haben sie in einen Sack gesteckt, ist ja nur eine Slowakin, Fall abgeschlossen, Selbstmord.“

Ich begann mich zu verabschieden. Herr Šoltís gab mir Kopien von Dokumenten mit, den Obduktionsbericht der slowakischen Gerichtsmedizin, einige Zeugenaussagen aus dem Frühjahr, aufgenommen von der slowakischen Polizei. Ich versprach, den Fall in Österreich an die Öffentlichkeit zu bringen.

Sie führten mich hinaus. Das ging langsam, der Wohnbereich war nur über eine kleine Außentreppe zugänglich. Eine langwierige Mühe für Herrn Šoltís, dessen Beine beim Gehen ineinander gedreht einzusacken schienen. Die Eheleute hatten für jenen Samstag eine Einkaufsfahrt geplant, in den Großhandelsmarkt Metro, in die weit entfernte Stadt Zvolen. Herr Šoltís meinte, da er nun mal eine Metro-Karte habe, würde sich die Fahrt dorthin auch auszahlen. Das erinnerte mich an Gewohnheiten der österreichischen Mittelschicht. Auch die Art, von diesen Dingen zu sprechen, war ähnlich.

Ich verabschiedete mich von Frau Šoltís. Ich sagte, dass mir das Gespräch, weil ich Österreicher bin, besonders schwer gefallen war. Sie sagte etwas Großzügiges zu mir. Sie sah mich dabei mit dem still verlorenen Blick an, den

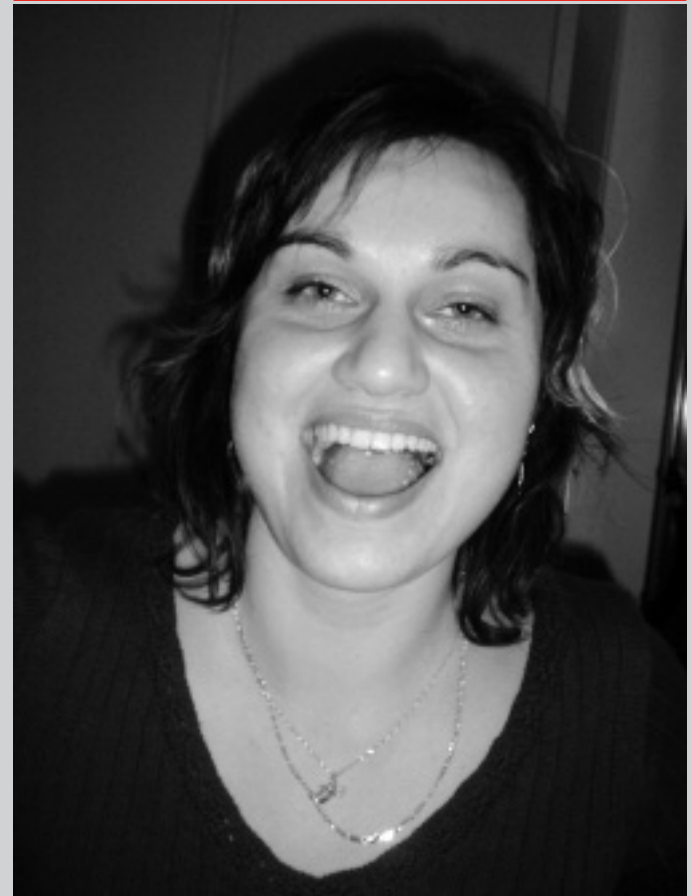
ich den ganzen Vormittag an ihr gesehen hatte, unverwandt geradeaus gerichtet, leicht abwesend manchmal. Im Unterschied zu ihrem Mann, der viel und lebhaft und mit kräftigen Gesten sprach, hatte sie nie lange gesprochen. Die Mutter, der die Tochter ähnlicher sah als dem Vater, sprach fast ohne Gestik. Wenn sie zu lächeln versuchte, lächelten die Augen nicht mit.

Der Sommertag war warm und strahlend, ich wäre gerne am Bach entlang nach Ratková zurückgewandert. Herr Šoltis ließ es sich aber nicht nehmen, mich nach Ratková zu fahren. „Bei Milka“, vor der einzigen Dorfkneipe, stieg ich aus seinem Kleinwagen.

Ich hatte noch ein paar Stunden, bis der einzige Bus aus dem kleinen Hochland hinunterfuhr. Ich ging in die „Milka“, die längst wieder geöffnet war. Emil junior, der schöne Barmann, schenkte aus. Nach der Scham, der Trauer und der Beklemmung des Vormittags wollte ich vergessen. Ich betrank mich mit den Roma von Ratková.

Um zu vergessen, war die „Milka“ der richtige Ort. Die Gaststätte war äußerst einfach eingerichtet. Eine Schank, wenige Tische, kühlendes altes Gemäuer. Man konnte vergessen, in welchem Jahrhundert man sich befand. Auch wenn die Tür zur Straße weit offen stand, kam doch nur alle heiligen Zeiten ein spätsozialistischer Skoda vorbei. Die Tür in den Hof war angelehnt, und man hätte sich nicht gewundert, hätte man von dort Pferdeschnauben gehört. Tatsächlich erschien irgendwann der dicke Wirt, ein paar weiße Männer im Schlepptau, und sie führten die Pferde in den Hof, zu der Tränke, die es dort wohl tatsächlich gab.

Der Wirt, erfuhr ich, war nicht aus Gemer, sondern aus Devínska, aus meinem 350 Kilometer entfernten Wohnort an der March. Er verschwand bald wieder, doch ergriff mich



Denisa Šoltisová

im Schnapsdunst das Gefühl, ich wäre an einen Ort gelangt, an dem sich die Kreise schließen. Ich fragte die Emils, ob sie Kontrafakt kannten, den schmutzigen Hip-Hop, mit dessen Hilfe ich mein Slowakisch um zahlreiche Kraftausdrücke bereichert hatte. Die Emils lächelten: „Ob wir Kontrafakt kennen?“ Emil junior ging an die Jukebox und spielte meine liebste Nummer, „celý den sa zajejavam“, die Geschichte eines großkotzigen Nichtstuers, der bei seiner Bankberaterin Vorfahrt genießt.

Ich war selig. Es beunruhigte mich nicht, dass der Typ neben mir eine Tätowierung auf dem Oberarm trug, „Special Killer“. Oben auf dem Hauptplatz lagen bestimmt wieder Roma-Frauen aller Generationen im Gras, und ich gab den rauen Kerlen, neben denen die Emils wie Waisenknaben wirkten, noch einen aus.

Emil junior kündigte an, dass demnächst eine Combo aus einem benachbarten Ort in die „Milka“ kommen würde. Aus Kamenany, Roma-Anteil 63 Prozent. Ich versprach, dass ich wiederkommen würde, früher oder später. Ich musste zum Bus. Emil senior begleitete mich, er winkte mir nach. Ich hatte, nun ja, so etwas wie Freunde gefunden.